



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Lyrik.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Neue Lyrik.

Ob auch ein überkluges Geschlecht  
Dich belächelt als Unverstand;  
Ob der bananische Schwarm,  
Der in den Tempel der Kunst sich drängt,  
Um bei des Altars heiliger Flamme  
Mahlzeit zu halten,  
Dir, weil du den Mann nicht nährst,  
Hochmütig den Rücken kehrt,  
Indes ein Heer frecher Stümper  
Dich entweicht zu nichtigem Spiel:  
Immer und ewig  
Bleibst du, hochaufstrebende Lyrik,  
Blüte und Kern der Dichtkunst.



Es wird wohl keinem litterarischen Menschen, der die Verhältnisse kennt, heutzutage einfallen, diesen grimmig-begeisterten Worten Ferdinands von Saar\*) zu widersprechen. Die Lyrik hat gegenwärtig in der That einen schweren Stand, davon wissen viele andre, auch Saar mindestens ebenbürtige Lyriker und deren Verleger ein Lied zu singen. Allein ebensowenig werden die noch objektiv gebliebenen unter ihnen sofort geneigt sein, aus dieser Thatsache so, wie Saar es gethan hat, eine erbitterte Anklage gegen den Undank der Welt zu schmieden. Wir wollen ganz absehen davon, daß es gegenwärtig nicht mehr für geschmackvoll gehalten wird, daß Dichter gegen Dichter auftreten, daß Dichter rezensiren. Wenn irgend eine litterarische Form sich ausgelebt hat, so ist es die der kritischen Dichtkunst. Für nichts besteht weniger Neigung, als für Litteratur über Bitteratur. So unübersehbar zahlreich sich die kritischen Tribunale vermehrt haben, so sehr ist die wahre Macht der litterarischen Kritik zusammengeschrumpft. Man hat einsehen gelernt, daß die litterarischen Erfolge eine in ihren Bedingungen so merkwürdig verwickelte Erscheinung im geistigen Leben der Völker sind, als es nur irgend die Wirkung eines Ereignisses auf wissenschaftlichem oder wirtschaftlichem Gebiete sein kann. Ja die Wirkung eines poetischen Werkes

\*) Gedichte von Ferdinand von Saar. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Heidelberg, Georg Weiff, 1888.

Grenzboten II. 1888.

ist noch eine ungleich zarter organisierte Erscheinung. Und es hängt mit der ganzen Entwicklung unsers demokratischen Zeitgeistes zusammen, der den Wert des Einzelnen gegenüber der Gewalt des „Publikums,“ d. h. der Masse, auf ein geringes beschränkt, daß man vor dieser ewig unerforschlichen Macht, vor diesem wogenden Chaos einen übergroßen Respekt hat und nicht leicht diesem Vorwürfe macht, wenn es einen Einzelnen nicht genügend schätzt. In seiner anregenden Poetik hat Wilhelm Scherer so recht aus dem Geiste der Gegenwart heraus ein eignes Kapitel über das Wesen und die Bedingungen des litterarischen Erfolges geschrieben, eben aus der richtigen Erkenntnis des eigenartigen Wesens der Poesie, welche immer im Zusammenhange von Künstler und Publikum, von dem wirkenden Subjekt auf das empfangende Objekt betrachtet werden soll. Es ist ein noch wenig erforschtes Gebiet von Thatfachen des historischen Lebens, diese Geschichte der litterarischen Erfolge: eine dramatisch bewegte Geschichte, die ihre Tragödien und ihre Komödien hat, die wahrhaft erschüttern und ergrimmt auflachen machen kann. Aber es ist ein Gebiet gewaltiger Mächte, die des Einzelnen Widerstand zermalmen können, um ihm nie oder erst spät, vielleicht gar ein Jahrhundert nach seinem Tode die Märtyrerkrone der Unsterblichkeit zu reichen, während sie manchem andern, der ihnen zu schmeicheln weiß, oder gar dem, der sie zu lenken versteht, bei Lebzeiten Gold und Purpur in Fülle schenken. Verschieden ist die Haltung, welche die einzelnen mit dieser Macht („Publikum“ heute genannt) ringenden Dichter zu ihr einnehmen. Der eine hüllt sich in das Gewand stoischer Selbstgenügsamkeit, der andre scherzt sich leichtblütig über den Unverstand der Menge hinweg; wenige haben das Glück des Sonntagskindes, unbewußt den Ton zu treffen, den sie hören will; wieder andre, und zu diesen gehört auch Ferdinand von Saar, schlagen mit den Keulen grimmiger Weltverachtung auf diese nichts weniger als sentimentale Macht los — jeder handelt nach seinem Naturell, und selbst aus diesem Streite entsteht eine Art von Poesie, weil er die Tiefe der Persönlichkeit aufregt und alles zu Tage fördert, was in ihr schlummert. Ein Urteil über das Recht im Kampfe muß vom Zuschauer zurückgehalten werden. Dergleichen darf man beobachten, aber nicht kritisieren. In diesem Kampfe können beide Parteien Recht haben. Der Einzelne aber, der sich an ein Urteil über das Werk des Dichters hinanwagt, kann nicht anders, als sich seiner Subjektivität bewußt bleiben. Er kann nur den Versuch wagen, über die rein ästhetischen und allgemein sittlichen Eigenschaften des Werkes aus einer Erfahrung zu urteilen, die durch die häufigere Beschäftigung mit der Kunst bereichert und verfeinert wurde. Den Erfolg des Werkes muß sich der Dichter selber machen, und bestenfalls kann ihm noch eine Autorität zu Hilfe kommen, die ja ebenso lange ein mitwirkendes Element des litterarischen Lebens bleiben wird, als es überhaupt noch Menschen geben wird.

Ferdinand von Saar hat sich die verhältnismäßige Erfolglosigkeit seines

Schaffens in ungewöhnlicher Weise zu Herzen genommen. Seine Klagen über den Undank der Welt oder, vielleicht zutreffender, der „Gesellschaft“ gegen ihren Dichter machen sich in vielen Sonetten und „freien Rhythmen“ Luft. Er hat Novellen geschrieben, deren einzelne besondern Beifall, aber wenig Verbreitung gefunden haben; er hat sich auf dem dramatischen Gebiete versucht, das Lob Grillparzers gehört, ohne auf dem Theater sich festsetzen zu können; er hat als Dyrker eine eigne charakteristische Physiognomie, er hat als solcher neue Töne angeschlagen, und in engern Kreisen wurde dies auch anerkannt. Aber der Ruhm, die große Volkstümlichkeit blieben aus, und der Dichter, dessen ganzes Dasein auf diesen Erfolg gestellt war, zog sich grollend von der Welt zurück, die ihn nicht zu schätzen wußte. Allerdings trug auch dazu Saars eigenartiges Gemüt bei. Es ist ohne Zweifel das eines echten Dichters, von naiver Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und des Weibes, von hingebungsvollem Zartgefühl, von sittlichem Idealismus erfüllt, aber es ist auch nicht frei von einem Sange zur Selbstquälerei, zur Hypochondrie, und in allem Leichtfinn ist es doch geneigt, viele Dinge schwerer zu nehmen, als sie verdienen. So frei, um humoristisch über sich selbst hinwegzuschauen, ist dieses Gemüt nicht, es nimmt alles, die Liebe und den Haß, die Überzeugung und die Kunst, bitter ernst. In seiner Gewissenhaftigkeit wendet es das Mißtrauen lieber gegen sich selbst, als gegen die andern, und man begreift, welche Ansumme von Schwermut ein solches Herz zu ertragen hatte, wie oft ihm das freie Urteil durch den nagenden Gedanken an die eignen Schwäche gebunden war. Zwischen den äußersten Gegensätzen herausfordernden Selbstgefühls und verzagenden Mißtrauens gegen sich selbst mußte sich dieses Herz bewegen. Nichts ist ihm fremder als olympischer Gleichmut, als nüchterne Betrachtung. Bezaubernd und abstoßend, entzückend heiter und beängstigend mutlos, bis ins Pathologische merkwürdig mußte solch ein Naturell sich darstellen, das keine Verstandesbildung je ins Gleichgewicht des Weisen bringen konnte, das vielmehr gequält durch namenlos unglückliche Zufälle nie zu einer Beruhigung kommen konnte. Diese innere Geschichte lesen wir aus der Abteilung des Saarschen Gedichtenbuches: „Aus qualvollen Tagen“ heraus; sie ist mehr psychologisch als lyrisch bedeutsam. Wie ernst es diesem Manne um die Kunst zu thun war, und zugleich welche fortreißende Gewalt sein lyrischer Ton haben kann, zeigt eines seiner schönsten Gedichte: „Gebet.“

Jahr um Jahr hab' ich gerungen  
Und erlitten Schmerz um Schmerz;  
Aber stark und unbezungen  
Hielt sich mein gequältes Herz.

Wie sich auch die Wolken ballten,  
Wie das Leben sich verschwor —  
Mit stets reinerem Entsalzen  
Schwang sich still mein Geist empor.

Treu erglühend für das Echte,  
Hab' ich fast das Ziel erreicht;  
Blickt mich an, ihr ew'gen Mächte:  
Dieser Scheitel ist gebleicht.

Und die Flamme meines Lebens  
Neigt sich mählich zum Verglühn —  
Gönnt mir noch den Rest des Strebens,  
Gönnt mir noch ein letztes Mühn.

Laßt mich noch getrost vollenden,  
Was ich ernst und fest begann,  
Und auf sanften Götterhänden  
Traget mich von himmen dann! —

Also steh' ich, von den Schwingen  
Der Erfüllung leis umweht —  
Und doch fürchtend, daß mein Ringen  
Im Verhängnis untergeht!

Oder ein andres Gedicht: *Taedium vitae*, wohl einem der unglücklichsten Augenblicke entsprungen:

Das ist das *taedium vitae*,  
So alt wie diese Welt,  
Das auf des Daseins Höhen  
Uns allgemach befällt.

Und rings die Ideale  
Wie Disteln abgeköpft,  
Und jede Kraft verdroffen,  
Und jeder Wunsch erschöpft.

Daß noch die Sonne aufgeht,  
Wie abgebraucht und schal;  
O Schlummer, süßer Schlummer —  
Erwachen, welche Dual!

Nur einer wird zur Sehnsucht,  
Zur Sehnsucht nach dem Tod —  
Man möcht' ihn gleich erwarten  
Im nächsten Straßenkot.

Und dann des Tags Geleise  
Das ew'ge Einerlei —  
Die Erde samt dem Himmel  
Ein ausgeblasnes Ei.

Das ist das *taedium vitae*,  
Das sich von selbst ergibt,  
Wenn man das liebe Leben  
Dereinst zu sehr geliebt.

Ein so schwaches Gemüt mußte notwendig unter der Geringschätzung der Welt mehr leiden als ein andres, stärker auf sich selbst beruhendes Herz. Zu redlich und daher auch zu stolz, den leichten Gelüsten des Publikums entgegenzukommen, streng gegen sich selbst, ohne den Wunsch, mehr zu geben, als was die natürliche poetische Begabung im freien künstlerischen Triebe schaffen konnte, mußte Saar zu jenem leidenden Pessimisten werden, als der er in seiner Sammlung vor uns steht. Und noch ein Stachel mag da mitgewirkt haben. Nicht leicht findet man einen zweiten zeitgenössischen Lyriker, der mit solchem künstlerischen Bewußtsein aus der Stimmung seiner Zeit, mit vorsichtiger Umgehung aller ältern lyrischen Vorbilder, zu dichten bestrebt war als gerade Ferdinand von Saar. Er ist im Grunde, soweit sich eben die Gesellschaft nicht gegen ihn wendet, in allen Überzeugungen mit ihr einverstanden. Gleich seine Mahnung „Dem Künstler“ ist solch ein Charakterzug:

Befehde stets als Mensch dich und erhebe  
Die Kunst nicht höher, als sie mag verdienen;  
Wie groß und einzig sie dir stets erschien:  
So manches um dich her hält ihr die Schwebel.

Welch stolzes Hochgefühl dich auch durchbebe,  
Nie sprich es aus mit wichtig eitlen Mienen —  
Laß dich die Drohne nennen von den Bienen,  
Und unbeirrt im Stillen schaffe, strebe!

Und wie du allen, die dich einst verlachten,  
Wie du dem Pöbel darfst den Rücken kehren,  
Der niemals kniet in lichterfüllten Tempeln:

Noch tiefer sollst du jene doch verachten,  
Die stets Mätkre für die Kunst begehren,  
Um sich zur Gottheit selber frech zu stempeln.

Mit andern Worten, Saar bekennt mit seiner Zeit: die Kunst ist nicht der Mittelpunkt des Lebens mehr, wir sind kein ästhetisches Zeitalter mehr. So wie er also Pessimist ist, bekennt er sich auch zum Realismus der Gegenwart. Seine Religiosität beschränkt sich auf einen vagen Naturkultus und auf das praktische Gebot der Liebe. Aus dieser Gesinnung heraus sind die Lieder entstanden, die das Gedichtbuch eröffnen, meist Stimmungsbilder ohne Staffage von Landschaften und Tages- oder Jahreszeiten. Die Gedichte „Wandlung,“ „Stadtsommer,“ „Thauwetter,“ „Nacht,“ „Winterabend“ sind solche objektive Lyrik, hervorgegangen aus der reinen Freude am Gegenstande, dem ruhigen Genuß des Daseins. Auch für die Liebe hat Saars Lyrik eigne Töne gefunden, doch schlägt hier meist der Novellist durch. Er liefert ein Charakterbild des geliebten Mädchens; nicht aus dem erotischen Gefühl, sondern aus der kühleren Analyse des Charakteristikers sind solche Frauenbilder entstanden: halb zuständlich subjektiv, halb episch gestaltend. Es ist der Mann aus der Gesellschaft, der hier spricht. Wie er das typisch=moderne Weib auffaßt, zeigt das Gedicht „Stella.“ Schön, reich, gebildet, geistreich, fesselnd, tritt Stella in den Saal in den Kreis der Verehrer ein.

Und dennoch — rings gefeiert lauten Preises,  
Erfüllst du mich mit einem bitteren Schmerz;  
Denn sieh, ich ahn' es — besser noch, ich weiß es:  
Es schlägt in deiner zarten Brust kein Herz.

Aus Hirn und Nerven bloß besteht dein Wesen,  
Es ist dein Blut nur ein besondrer Saft;  
Es giebt kein Buch, in dem du nicht gelesen —  
Doch fehlt die Tiefe dir der Leidenschaft.

Zwar spricht man auch von deinen heißen Sinnen,  
Von diesem und von jenem Seelenkampf —  
Ich aber kenne dieses irre Minnen,  
Ekstase halb, halb ungestümer Kampf.

Bei jenes Meisters „Tristan und Isolde“  
Wirst in geheimer Fieber du erregt,  
Indes dich nie mit seinem lautern Golde  
Ein schlicht empfundnes Manneswort bewegt.

Bergieb! Kein Vorwurf liegt in diesen Worten;  
Du bist die echte Tochter deiner Zeit —  
Der Zeit, die eines neuen Daseins Pforten  
Erschlossen hat, mit der Natur im Streit.

Wohin sie führt, die ungeduldig schnelle,  
Ich weiß es nicht — verschleiert liegt die Bahn;  
Du aber stehst bereits an ihrer Schwelle  
Und leuchtest strahlend, wie ein Stern, voran!

In den Gedichten dieser Art liegt der originale Reiz der Sammlung Saars. Die Perle darunter ist wohl die „Liebeszene,“ gleichfalls ein lyrisch-novellistisches Studienbildchen. Der andre Kreis von Gedichten, in denen sich Saars spezifisch moderne Natur offenbart, ist der, den man als sozialistisch bezeichnen könnte. Die Gegensätze von Armut und Reichtum empfindet Saar in ganz eigener Weise. Er selbst ist nicht der sorglos im Überfluß schwelgende Mann, aber seine Herkunft, sein Stand und seine Kunst haben ihn in die Kreise der Reichen geführt; von hier aus beobachtet er mitfühlend die Armut. Er denkt beim Anblick eines erdbeerensammelnden Kindes an den jämmerlichen Lohn, den das Kind dafür empfängt, und an die Summe, welche der Wohlhabende für dasselbe Erdbeerkörbchen in der Stadt bezahlen muß, ehe es auf seinen Tisch kommt. Er denkt auf der Eisenbahn an den fargen Lohn, den der Maschinenführer bezieht, von dessen Redlichkeit Menschenleben ohne Zahl abhängen. Er entwirft das Bild vom „Menschenjammer“ (in der neuen Auflage „Die Kuh“ überschrieben): das Kind des Bahnwächters hat dessen einzige Kuh zu hüten. Da naht der Zug, die Kuh springt davon, das Kind kann sie nicht einholen, der Alte schimpft darob auf das arme Wesen: der Verlust der einzigen Kuh dünkt ihm das größte Unglück! Doch besinnt sich das Tier, trabt munter zurück und die Sonne des Friedens leuchtet wieder. Der ganze Saar mit seiner Teilnahme für die Armut und seinem schwachen, sich selbst wenig respektirenden Herzen spricht aus dem Gedichte „Arbeitergruß“:

Vom nahen Eisenwerke,  
Beruht, mit schwerem Gang,  
Kommt mir ein Mann entgegen,  
Den Wiesenpfad entlang.

Mit trotzig finst'rer Miene,  
Wie mit sich selbst im Streit,  
Greift er an seine Mütze —  
Gewohnheit alter Zeit.

Es blickt dabei sein Auge  
Mir musternd auf den Rock,  
Und dann beim Weiterstreiten  
Schwingt er den Knotenstock.

Ich ahne, was im Herzen  
Und was im Hirn ihm brennt:  
Das ist auch einer, denkt er,  
Der nicht die Arbeit kennt.

Lustwandelnd hier im Freien,  
Verdaut er süpp'ges Mahl,  
Indes wir darben schmieden  
Das Eisen und den Stahl.

Er sucht den Waldesschaten,  
Da wir am Feuer stehn  
Und in dem heißen Brodem  
Langsam zu Grunde gehn.

Der soll es noch erfahren,  
Wie es dem Menschen thut,  
Muß er das Atmen zahlen  
Mit seinem Schweiß und Blut! —

Verziehen sei dir alles,  
Womit du schwer mich kränkst,  
Verziehen sei dir's gerne:  
Du weißt nicht, was du denkst.

Du hast ja nie erfahren  
Des Geistes tiefe Mühn,  
Du ahnst nicht, wie die Schläfen  
Mir heiß vom Denken glühn;

Du ahnst nicht, wie ich hämm're  
Und feile Tag für Tag —  
Und wie ich mich verblute  
Mit jedem Stundenschlag!

Ein naiver Lyriker ist also Saar keineswegs, auch nicht im engsten ästhetischen Sinne genommen. Seine Bilder wirken sehr selten rein, bloß als Zustand, als Gefühl, es steckt immer ein absichtsvoller Gedanke dahinter, oft die satirische Tendenz, wie im „Erwachenden Schloß.“ Versöhnung findet er nur in der un- belebten Landschaft. Auch seine Sprache ist daher nicht die der sogenannten naiven Lyriker, sie ist nicht am Volksliede geschult, aber auch nicht bei Geibel oder Platen. Sie ist, ohne anschaulich zu werden, konkret ohne Bildlichkeit. Metaphern sind selten bei ihm; er meidet die uneigentlichen Ausdrücke und wird daher häufig ganz prosaisch. Seinen „freien Rhythmen“ wird man kaum einen poetischen Sprechton zugestehen können: abgeteilte rhythmische Prosa, weiter nichts. Er hütet sich nicht einmal vor Fremdwörtern: Die Wiener Motivkirche ragt wie ein „steinerner Anachronismus“ in die Höhe u. dergl. m. Wenig geschmackvoll ist folgendes Bild:

Und so entbrennt heute mein Lied  
Als reinste Naphthaflamme der Mitempfindung —  
Und nicht als qualmender Docht  
Im mißduftenden Öle  
Schönder Poetaster-Eitelkeit u. s. w.

Unpoetisch ist es, gar litterarische Zitate anzubringen, wie es Saar in dem Gedichte auf die Motivkirche thut, wo er an Hans Hopfens „Suschu“ anknüpft, und wieder in dem Gedicht auf eine Amerikanerin: „die Bret Harte uns hat geschildert.“

Von der ersten Auflage unterscheidet sich die uns vorliegende zweite zu ihrem Vorteil durch viele neu hinzugekommene gute Stücke und durch die Ausschcheidung von schwächeren, namentlich der nicht ohne Grund getadelten Sonette „Laienpolitik.“

Den Gedichten des Grafen Albrecht Wickenburg (zweite, veränderte Auflage, Wien, Gerold, 1888) läßt sich zwar weder poetische Originalität noch hervorragende Kunst oder besondere Schönheit der Sprache nachrühmen, aber das ganze Bändchen ist doch wegen seines Verfassers interessant. Wickenburg ist eine Erscheinung, der im österreichischen Hochadel nicht häufig zu begegnen sein dürfte. Er ist ein guter Österreicher, ja ein treuer Freund der Dynastie, der Erzherzog Albrecht war sogar sein Pate, aber das hinderte ihn nicht, ein guter Deutscher zu sein und sich lebhaft für die deutsche Sache in Österreich auszusprechen. Nicht minder steht zu seiner vornehmen Herkunft und materiell ganz unabhängigen Stellung seine aufrichtige Teilnahme für das niedere Volk, für die Armut, für das Proletariat im Gegensatz. Dieser Graf ist bei näherem Zusehen ein wahrer Demokrat. Er hat sein Interesse an der sozialen Frage nicht wie Saar in einzelnen Bildern dichterisch aussprechen können, aber in der Wahl der Gedichte, die er aus dem Englischen und Französischen übertragen

hat, zeigt sich dieselbe Richtung. In dem Gedichte „Geteilte Empfindung“ gefleht er es geradezu, daß er nicht den Mut habe,

Mit frohem Auge in die Welt zu schauen,  
Drein so viel Augen blicken rotgeweint —

obgleich sich doch Wickenburg über sein Schicksal nicht beklagen kann, das ihm das Glück des Adels, des Reichthums, der Liebe, der Familie zur Genüge geboten hat.

Wenn ich, gesättigt, andre hungern sehe,  
Muß mir nicht Schamrot auf der Wange glühn?  
Wo so viel Elend spricht und Qual und Wehe,  
Darf ich die Rosen pflücken, die mir blühn?

Drum drückt mein Glück mich oft, als wär's vermessen  
Und das Behagen dran ist mir verwehrt,  
Denn glücklich sein heißt andrer Leid vergessen,  
Und kann ich dies — was bin ich selber wert?

Eine sehr ehrenwerte Gesinnung, ohne Zweifel, aber ebenso zweifellos nicht die Sprache eines starken dichterischen Naturells. Anzunehmen, daß dieses Gedicht bloß eine Art von Stoßgebetlein gegen den Meid der Götter sein solle, geht doch nicht an, dafür ist die weiche Sentimentalität des Dichters doch zu ehrlich; als Ausdruck einer Gesinnung aber deutet es auf keinen ganz gesunden Zustand hin. Wer möchte nicht gleich mit so einem Grafen tauschen? Oder vielmehr: wer möchte nicht tausendmal lieber wünschen, dieser Dichter, den das launische Schicksal doch nun einmal sorgenlos und unabhängig, äußerlich glücklich in die Welt gestellt hat, wäre eine naive Natur, ein unbefangener Mensch, der mit der unschuldigen Selbstsucht eines starken Herzens sich seiner Macht und seines Glückes freute, der das Leben auf seinen höchsten Höhen in vollen Zügen genösse, um aus dieser Existenz heraus, die ihn über die Alltagsmisere so vieler Kollegen in Apoll hinweghebt, berauschende Lieder, entzückende Märchen zu singen? Ist denn die Ausübung des künstlerischen Berufes nicht selbst eine sittliche Thätigkeit? Verleiht die Schöpfung von Dichtungen ihrem Schöpfer keinen sittlichen Wert? Haben heitere oder erheiternde Gesänge eines Glücklichen nicht ihre Berechtigung? Uns scheinen sie wertvoller zu sein als die gereimte Teilnahme eines guten Herzens an dem Elende der Welt, das uns seit den Zeiten der Erzväter bekannt ist. Ja sogar das bloße Schauspiel einer großen, freien, unverkümmerten Menschenbildung dünkt uns für das Ganze der menschlichen Gesellschaft wertvoller, als jene lyrische Teilnahme, denn eine solche Erscheinung erhebt die Entbehrenden, ohne ihren Meid zu erwecken, erfrischt und befeuert die Unmutigen, die eines Vorbilds bedürfen, um sich aufzurichten, während in zahllosen modernen Gedichtsammlungen das Elend der Welt von wirklich entbehrenden ausführlich genug beklagt wird. Daß die Kunst den himmlischen Beruf habe, zu erheben, zu trösten, das Lebensgefühl positiv zu fördern,

das vergessen unsre Pessimisten, und auch Graf Wickenburg ist hierin der Sohn seiner Zeit — einer Zeit, die nicht den Mut zu leben hat.

Wickenburgs Gedichtbuch enthält Naturbilder, Stimmungsgedichte, Spruch- und Lehrhaftes, Balladen und Gelegenheitsgedichte. Das Gedicht „Spätrosen“ scheint uns das hübscheste seiner Naturbilder.

Herbst versenkte die Natur  
Kings in tiefe Trauer,  
Und es frösteln Wald und Flur,  
Wie im Fieberschauer.

Eisig ist der Winde Hauch,  
Schwere Nebel brüten  
Und du, armer Rosenstrauch,  
Treibst noch immer Blüten?

Sieh, der Winter, rau und kalt,  
Wird dich bald bezwingen,  
Willst du gegen Sturmgewalt,  
Wenn auch fruchtlos, ringen?

Überreich ja blühstest du,  
Dir und uns zur Sonne,  
Sprich, was gingst du nicht zur Ruh  
Mit der Junifonne?

Gleichst dem Schwärmer ganz und gar,  
Strauch mit deinen Rosen!  
Ob das Alter auch das Haar  
Bleicht dem Ruhelosen,

Ob geknickt zu Boden fällt  
Blüte ihm um Blüte,  
Schwärmend blickt er in die Welt —  
Frühling im Gemüte!

Die Balladen, die meist tirolischem Lokal und tirolischer Geschichte entnommen sind, zeichnen sich durch Bewegung und Frische aus. „Der schiefe Turm von Terlaan“ hat für seine lustige Pointe mit Glück den Ton des Volksliedes nachgeahmt. Die sechs Übersetzungen, die das Bändchen schließen, dürften ein größeres Publikum finden als die Gelegenheitsgedichte rein persönlichen Charakters. Das bedeutendste der übertragenen Stücke ist „Das Lied vom Hemd“ des Thomas Hood.

Eine Erscheinung von überraschend erfreulicher Art sind die Lieder vom goldenen Horn von Karl Foy (Leipzig, Liebeskind, 1888). Hier gewinnt man das Gefühl, ein wahrhaft berufenes lyrisches Naturell kennen zu lernen. Diese Lieder sind von einer so reifen, abgeklärten Schönheit, von einer so einfachen Liebenswürdigkeit, von einem so hohen Adel der Form, daß man nicht müde wird, sie immer wieder zu lesen. Foy weiß eine große Anzahl von Stimmungen anzuschlagen, und auch in dieser Beweglichkeit seines Gemütes, welches bald sehnsüchtig zu träumen, bald scherzend zu kosen weiß, bald tief betrachtet, bald geflügelte Epigramme schmiedet, bekundet sich die echt lyrische Anlage. Denn der rechte Lyriker ist ein Mensch, dessen Seele Thüren und Fenster zum Eintritte der Sinnenwelt immer geöffnet hat. Er ist von keiner Idee beherrscht, nicht einmal von einer Grundstimmung, er ist aber doch konsequent, zwar nicht wie der Denker, aber wie die Natur. Ein solcher Mensch ist Karl Foy. Irgend ein Schicksal, welches es war, sagt er nicht, hat ihn in den Orient, nach Konstantinopel, an den Bosphorus, an die Enge der Dardanellen geführt. Was er dort empfunden, erlebt hat, aber nicht bloß dies allein, hat er besungen. Nicht über den Orient sprechen, sondern aus dem Orient stammen

seine Gedichte. Es sind nicht Übertragungen orientalischer Poesie, sondern poetische Erlebnisse originaler Art im Orient. Ein junges Herz, einen empfänglichen Sinn, ein reines Gemüt, einen unterrichteten Geist brachte der Dichter mit, und seine vornehme Kunst hat das sonnige Gold, das über jenen reich-  
 gesegneten Fluren lagert, den sehnsuchtsvollen Mondenglanz, der die Nacht am Bosporus magisch erhellt, in deutsche Verse gefaßt. Wir werden in eine ganz eigne Welt versetzt. Wir wagen mit dem verliebten Dichter gefährliche Stell-  
 dicheins mit einer verschleierten Haremschönheit im nächtlichen Dunkel eines schönen Gartens. Wir schwärmen berauscht mit ihm beim Girren der Turteltauben, beim Gesänge der Nachtigall. Wir sitzen mit ihm am Strande des Bosporus, zählen die dahinfließenden Wellen und harren sehnsüchtig des Nachens, der von Asiens Küste die Schöne herüberbringen soll. Oder der Dichter gedenkt des klassischen geschichtlichen Bodens, auf dem er sich bewegt. Sein eignes Schicksal vergleicht er der Argo, die den ahnungslosen Jason mit der schwarzbrütenden Medea führte. Auf den Prinzeninseln erfaßt ihn der tragische Gegensatz zwischen Natur und Geschichte. Ewig golden leuchtet die Sonne, Frieden verkündet die paradiesische Landschaft, aber die Menschen, die Menschen! Die Vergänglichkeit, das ewig alte Weib, setzt sich dem Dichter zur Seite, der in die Schönheit der Ruinen und des mit breiten Blättern sie umrankenden Feigenbaumes versunken ist. Sie erzählt ihm von den gekrönten Giftmischern und Augenblendern des Kaiserreichs Byzanz, ihn schauderts, denn diese Ruinen bargen die Verbrechen:

O laß mich ihrer nie gedenken!  
 Im Purpur der verruchten Brut,  
 Bemüht dies Paradies zu tränken  
 Mit Geifer, Thränen, Gift und Blut.

Daß Sturm die letzte Schrift vernichte,  
 Die ihrer Greuel Schande schreibt!  
 Daß nie der Mensch aus der Geschichte  
 Erfahre, was die Menschheit treibt!

ruft der Dichter aus, freilich recht im Gegensatz zu dem Geschmack seiner Zeit, die nicht genug davon erfahren kann, und er flüchtet wieder zur schönen Natur zurück, denn sie allein ist das Licht, der Friede. Man könnte Joy beinahe als Sonnenanbeter bezeichnen, so oft kehrt bei ihm der Preis der Sonne wieder. Aber ebensogut könnte man auch ein klassisches Bekenntnis aus seinen Liedern herauslesen, denn ebenso begeistert preist er die Schönheit der reinen Form, zumal des Weibes. Überhaupt ist es merkwürdig, wie er sich zu der orientalischen Welt gestellt hat. Er ist immer Deutscher und sogar auch Christ im eigentlichen Sinne geblieben, er hat sich sehr davor gehütet, unter Orientalen ein Orientale zu werden und etwa im Geschmack Mirza Schaffys zu reimen. Er ist ein Mann von hohen Gefühlen, er bewegt sich ebenso leicht in erhabenen

Empfindungen wie in kleinen, geistprühenden Scherzen. In einem der schönsten Gedichte aber auf einen türkischen Friedhof hat er seinen eignen christlich-europäischen Stolz gebeugt vor der Erkenntnis der Einheit alles Menschlichen und Göttlichen.

Versteinte Turbanträger, seid willkommen!  
Im Dister der Cypressen fast versteckt.  
Ihr nicht, vom Rausch des Schlafes über-  
nommen.

Was ruht ihr nicht ins Grabesmoos gesteckt?

Dort unten schlummert und hier oben alles,  
Zu euern Füßen träumt der träge Hund,  
Zur Seite ihm die Helden des Verfalles,  
Fürst Bettler und der König Bagabund.

So sieht die Sonne, sieht der Mond sie liegen  
Im Dämmerdust des immergrünen Baums,  
Behaglich träumend sich an Tote schmiegen,  
Den Ernst verträumend dieses Erdentraums.

Thut ihnen nach, ihr Steine, legt euch nieder!  
Bevor des Reiches mildes Aug' entschlief.  
Dann kommt der Kreuze Zeit, ihr kommt  
nicht wieder.

Geht schlafen! denn die Abendstunde rief.

Du aber, jüngster Stein, zu meinen Füßen,  
Der meinen Blick mit bunten Lettern trifft,  
An dir laß meiner Neugier Lust mich blißen!  
Enträttele mir das Rätsel deiner Schrift!

Mein Auge ringt empör zur ew'gen Helle,  
Die lachend aus den goldnen Himmeln schwebt.  
Es strahlt das Meer und purpurn blinkt die Welle,  
Die Erde strahlt und meine Seele hebt.

So wie hier, zeichnet Joy oft in seinen längern Gedichten nebenbei und halb unbewußt ein Landschaftsbildchen (z. B. in dem herrlichen Liede „Liebesfackel, leuchte mir“), ein Sittenbild; aber er ist weit davon entfernt, ein lyrischer Antiquar oder Landschaftsmaler zu sein. Der weitaus größere Teil seiner Gedichte ist an den allmächtigen Groß in Freude und Trauer gerichtet, denn er beklagt den Tod der Geliebten und stimmt „Klänge der Sehnsucht“ von der fernen Ostsee nach dem goldigen Süden an. Die letzten zwei Abteilungen seines Buches bieten Übersetzungen, die man mit aufrichtigem Danke und wahrem Genuße lesen kann. Aus dem türkischen Gulenspiegel, Meister Raffreddin, hat er einige ergößliche Proben gebracht: Weisheit unter der Schellenkappe; und aus der neugriechischen Volkspoesie hat er ein paar Duzend prächtiger, verliebter „Tanzklänge“ übertragen, vierzeilige Strophen, von demselben poetischen Cha-

„O Wandrer, alle Höhen gehn zu Grunde.  
Du Wandrer wirst wie ich, wer du auch bist.  
Thu keinem Weh die kurze Lebensstunde!  
Es ist kein Gott, als Gott, der ewig ist.“

Was bin ich, weiser Stein, vor deiner Wahr-  
heit?

Der ich die Jagd nach lachendem Genuß  
Noch jage durch der Jugend Dämmerklarheit  
Und bald als Wild doch selber fallen muß? —

Da plötzlich horch! ein wunderbar Gelächter. —  
Beshörte mich dämonisches Gekack?  
Nein, kleine Tauben, kleine Todsverächter,  
Sie sichern über mir im Laubversteck. —

„Thu keinem Weh die kurze Lebensstunde  
Und frage nicht, ob Moslim oder Christ,  
Mein Herz, das bald verstummt im stillsten  
Grunde!

Es ist kein Gott, als Gott, der ewig ist.“

Und wieder horch! Ich höre Kinder kommen.  
Im Spiele jauchzen sie von Grab zu Grab. —  
Du teurer Stein, mir ist die Brust beklommen,  
Beklommen zuckt in meiner Hand der Stab.

rakter wie unsere „Schnaderhüpfel“ in Tirol und Kärnten. In den kleinen unüberschriebenen Gedichten der Abteilung „Liebeschiller,“ Gefühlstakorden, kurzen Stimmungslauten, hat er das beste Zeugnis für seine rein lyrische Begabung abgelegt. Als „Anhang“ bietet er drei Balladen, von denen die eine: „Byzantinisches Triumphbild“ ein herbes Pathos und eine kräftige Gestaltungskraft bekundet. Es genüge hier, darauf hinzuweisen.



## Die Smaragdinsel.



Das neunzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert des Rationalitätsprinzips. Alle Bewegungen und Umwälzungen, die in Europa in neuerer Zeit stattgefunden haben, haben als Grundlage das Streben nach Durchführung dieses Prinzips gehabt. Wenn wir daher von den Vorgängen in Irland lesen, von dem hartnäckigen Kampfe der Iren um Selbständigkeit, so sind wir geneigt, auch hier das Walten des mächtigen Geistes zu erkennen, der die Menschen heißt dem Drange des Blutes folgen und sich Verhältnissen widersetzen, welche die Natur verachten. \*)

Die Engländer sind germanischen Ursprunges, die Iren keltischen. Aber auch die Hochlandsschotten und die Walliser gehören der keltischen Familie an und haben die keltische Sprache treuer bewahrt als die Iren. Dennoch hören wir nirgends, daß die Walliser ein eignes Parlament beanspruchten oder dem englischen Nachbar feindlich wären. Der Walliser, auch in den engen Thälern, wo er seine Sprache frei von englischen Einflüssen bewahrt hat, ist stolz, ein Unterthan der Königin Viktoria zu sein, und gedeiht unter dem Schutze des britischen Löwen.

Anders die Iren. In Irland ist eine notleidende, unglückliche Bevölkerung, ohne Besitz, von oben bedrückt und von seinen Führern zur Gewaltthat dem Drucke gegenüber aufgereizt.

Wales wurde im Jahre 1282 von Edward I. erobert, nachdem Irland schon im Jahre 1169 unterworfen und im nördlichen Teile besiedelt worden war. Zeit genug haben die beiden Länder gehabt, sich an das Neue zu gewöhnen. Wenn sich Irland noch heute gegen England sträubt und die Treue

\*) Dieser Aufsatz wird unsern Lesern als Ergänzung zu dem im 19. Hefte: „Erinnerungen aus Irland“ willkommen sein.